Familienblätter.

Sonntags-Beilage der „Posener Zeitung".

Nr. 6. Posen, den 5. Februar. 1882.

Eine Wette.

Novelle von C. Fontane.

(Fortsetzung.)

Die obere Etage des hübschen Hauses, welches der Präsident Burgsdorff mit seiner Familie allein bewohnte, war hell erleuchtet. Der Präsident und seine Gattin, eine wohlkonservirte, stattliche Dame hatten eben noch einen Rundgang durch die Zimmer und den Tanzsaal gemacht, um sich zu überzeugen, ob alle Arrangements nach ihren Bestimmungen getroffen waren und traten jetzt in den Salon, um dort die ankommenden Gäste zu begrüßen. Bei ihrem Eintritt erhoben sich Frau von Breitenfeld und Anna von einer Kauseuse, auf welcher sie bisher plaudernd gesessen hatten und gingen den Eltern entgegen.

Beide waren bereits in voller Ball-Toilette. Frau von Breitenfeld trug eine reich mit Spitzen garnirte blaßgelbe Seidenrobe, welche ihre schöne Gestalt vortheilhaft hervorhob, und einen werthvollen Brillantschmuck, ein Geschenk ihres Gatten, während Anna im weißen Ballkleide, einen Kranz von Maiglöckchen im dunklen Haar, neben der Schwester sehr einfach, aber gerade in dieser Einfachheit überaus reizend und anmuthig erschien.

Der Präsident musterte mit sichtlichem Wohlgefallen die Toilette seiner beiden Töchter.

„Nun, Kinder, heut wird man Euch sicher nicht mit einander verwechseln", sagte er scherzend. „Aber wo bleibt denn Breitenfeld? Ich glaube, da fährt bereits der erste Wagen vor."

„Mein Mann ist noch in seinem Zimmer", entgegnete die junge Frau. „Mein Mädchen sagte mir, daß Assessor Waldow bei ihm sei."

„Ah so, dann werden die Herren wohl zusammen herunterkommen — A propos, ich habe ja ganz vergessen, Euch mitzutheilen, daß Waldow nur noch kurze Zeit hier bleibt. Ich verliere ihn sehr ungern" — — —

Der Präsident wurde unterbrochen. Ein Diener öffnete die Flügelthür und meldete die ersten Gäste, welche gleich darauf eintraten.

Niemand hatte das sichtliche Erschrecken bemerkt, mit welchem Anna die unerwartete Mittheilung ihres Vaters aufgenommen hatte. — —

Als Herr von Breitenfeld und Waldow eintraten, war bereits der größere Theil der geladenen Gäste anwesend. Letzterer begrüßte zunächst den Präsidenten und seine Gattin.

„Ich höre, daß Sie uns bald verlassen werden", sagte die Präsidentin.

Waldow bejahte.

„Das thut mir aufrichtig leid. Wir werden Sie sehr vermissen. Wann reisen Sie?"

„Voraussichtlich am ersten März, gnädige Frau."

„Nun, dann sehen wir Sie unzweifelhaft noch am Donnerstag in unserem kleinen Cirkel."

Sie reichte ihm die Hand, die er dankbar küßte.

Nachdem er dann Frau von Breitenfeld begrüßt hatte näherte er sich Anna, die von mehreren jungen Herren umgeben war. Sie hielt ihre Tanzkarte in der Hand.

„Ich bedauere, Herr Lieutenant", sagte sie in diesem Augenblick zu Hennig, „der erste Walzer ist bereits vergeben. Wenn nicht etwa Herr Assessor Waldow geneigt sein sollte, Ihnen sein älteres Anrecht freiwillig abzutreten."

Mit schnellem Blick hatte dieser die Situation erfaßt.

„Um keinen Preis, gnädiges Fräulein", rief er nähertretend, und ein Blick so inniger Dankbarkeit traf sie, daß sie erröthend das Auge senkte.

„Dann muß ich mich freilich bescheiden", sagte der Lieutenant blaß vor innerer Erregung. „Ich ahnte nicht, daß ältere und begründetere Ansprüche vorhanden waren. Vielleicht darf ich um einen späteren Tanz bitten."

„Gern", entgegnete das junge Mädchen mit einem Blick auf ihre Tanzkarte. „Hier diese Polka."

Hennig dankte und zog sich mit einer Verbeugung zurück.

„Ich habe das Manöver wohl durchschaut, mein gnädiges Fräulein", murmelte er ingrimmig. „Der Tölpel hatte noch gar nicht daran gedacht, sie um einen Tanz zu bitten. Es ist hohe Zeit, daß diesem Schäferspiel ein Ende gemacht wird. Nun, ich sehe, Scholz ist auf seinem Posten. Nur Geduld, Herr Assessor, wer zuletzt lacht, lacht am besten!"

Das Souper war vorüber. In einzelnen Gruppen vertheilt plauderten die Gäste, während im Saale die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Balles getroffen wurden. Frau von Breitenfeld hatte ihrem Gatten einige Worte zugeflüstert, worauf er lachend mit dem Kopfe nickte. Dann ging sie auf ihre Schwester zu, welche eben mit Waldow sprach.

„Liebe Anna, Du wolltest mir die neuen Ansichten von Graz zeigen, welche Papa im vergangenen Sommer mitbrachte. Vielleicht interessiren Sie sich auch für dergleichen, Herr Assessor?"

Waldow bejahte eifrig, indem er ihr den Arm reichte.

„Die Sachen liegen im blauen Zimmer", sagte Anna, „ich werde vorangehen."

Das blaue Zimmer war das letzte in der Reihe der Gesellschaftsräume. Waldow schlug die schweren Portièren zurück und ließ die Damen eintreten.

„Wie angenehm kühl ist es hier", sagte Frau von Breitenfeld, sich behaglich in einem Fauteuil an dem in der Mitte stehenden Tische niederlassend, welcher mit Albums und Büchern bedeckt war. Anna schlug eines der ersteren auf, und man betrachtete die darin enthaltenen photographischen Ansichten.

„Die Bilder sind in der That vorzüglich", bemerkte Frau von Breitenfeld. „Ich muß sie meinem Manne zeigen."

„Gestatten Sie, gnädige Frau, daß ich ihn rufe", sagte Waldow etwas zögernd.

„Nein, nein — bitte — ich komme sogleich zurück."

Die Portière schlug hinter ihr zusammen. Die beiden jungen Leute waren allein.

Wie hatte Waldow heut einen Moment des Alleinseins mit dem jungen Mädchen herbeigesehnt. Wie hatte er sich Alles zurechtgelegt, was er ihr sagen wollte — und nun! — Wohl hatte ihm Breitenfeld Hoffnungen erweckt, aber — wenn er sich geirrt hätte — wenn sie ihn dennoch abwies. Er erschrak vor dem Gedanken.

Es war nur ein Moment verlegenen Schweigens, dann wandte sich das junge Mädchen rasch zur Thür, um der Schwester zu folgen.

Dieser Moment gab dem Assessor seine Fassung wieder. Jetzt oder nie!

„Fräulein Anna“, sagte er bittend, „gönnen Sie mir diesen Moment des Alleinseins, nach dem ich mich heut gerade so innig gesehnt habe, denn — wer weiß — ob er mir je wiederkehrt. Ich muß P. schon in den nächsten Tagen verlassen.“

„Ich weiß es“, entgegnete sie mit leiser Stimme.

„Ihre Frau Mama, die mir so viel unverdiente Güte gezeigt hat, sagte mir heut: „Wir werden Sie vermissen.“ Anna — vergeben Sie, daß ich Sie so zu nennen wage — Anna, darf ich hoffen, daß auch Sie mich vermissen werden?“

In tiefer, innerer Bewegung hatte er ihre Hand ergriffen. Sie entzog ihm dieselbe nicht. Langsam hob sie das gesenkte Auge — ein Blick voller, inniger Liebe traf ihn.

„Ich werde Sie sehr — sehr vermissen.“

Der lange zurückgehaltene Strom der Leidenschaft brach sich unaufhaltsam Bahn. In stürmischer Bewegung zog Waldow sie in seine Arme. Widerstandslos ruhte sie einen Moment an seiner Brust — ein heißer Kuß besiegelte das stille Verlöbniß. Dann aber löste sie sich sanft aus seinen Armen.

„Wir müssen zur Gesellschaft zurück“, sagte sie ängstlich, „man wird mich vermissen und suchen?“

„Und wenn man uns nun fände?“ fragte er innig. „Ich möchte es laut hinausrufen, wie namenlos glücklich ich bin.“

„O nein, nicht so, nicht heut vor diesem Schwarm gleichgültiger Menschen.“

„Nein, nicht heut, Du hast recht, Geliebte. Aber wann — wann darf ich vor Deinen Vater hintreten und diese geliebte Hand von ihm erbitten? Es ist noch ein schwerer Schritt — mir bangt vor der Entscheidung. Was vermag ich Dir zu bieten?“

Sie verschloß ihm den Mund mit der Hand.

„Nicht weiter“, sagte sie. „Was Sie zu bieten haben? Ein edles, treues Herz, ein Herz, welches meine Eltern längst kennen. Ist das nicht genug? Aber wann — lassen Sie uns überlegen.“

„O, nicht mehr das fremde, kalte „Sie“, bat Waldow, indem er die kleine Hand, die er festgehalten hatte, mit Küssen bedeckte.

Sie stockte einen Moment.

„Nun denn“ — wiederholte sie erröthend, „so laß uns überlegen. — Bewahren wir unser Geheimniß noch wenige Tage bis zum Geburtstage des guten Papas. Dann wollen wir Hand in Hand vor ihn hintreten und — er wird nicht Nein sagen.“

„So sei es, mein süßes Mädchen. Bis dahin tiefes Geheimniß. Aber am Donnerstag sehe ich Dich. Die Mama hat mich ausdrücklich eingeladen. Darf ich kommen?“

Sie nickte lächelnd und wandte sich der Thür zu.

„Noch einen Kuß“, bat Waldow.

Statt der Antwort winkte sie ihm Schweigen zu und wies erschreckt nach der Portière, welche sich leise bewegte.

Rasch eilte Waldow hinzu und schlug die schweren Vorhänge auseinander.

„Es ist nichts“, sagte er beruhigend, „ein Diener, der hier eintreten wollte und sich sogleich wieder entfernt hat.“

Anna war ihm gefolgt und nahm seinen Arm.

„Führen Sie mich nach dem Saale zurück, Herr Assessor“, sagte sie mit einem Versuch zu scherzen. — „Mir ist bange geworden!“ setzte sie leise hinzu.

In diesem Augenblicke kam Frau von Breitenfeld zurück. Ein Blick auf die Gesichter der Beiden sagte ihr, was vorangegangen war, aber sie entschuldigte mit größter Unbefangenheit ihr langes Ausbleiben, und alle Drei kehrten nach dem Saale zurück, wo man sie glücklicherweise noch nicht vermißt hatte. Nur Lieutenant Hennig, der in einer Fensternische lehnte, hatte den Vorgang bemerkt, nur ihm war auch der zärtliche Blick nicht entgangen, welchen Waldow und Anna wechselten, als Letztere von einem Offizier zum Tanz aufgefordert wurde, und der Assessor mit einer Verbeugung zurücktrat.

Während der nächsten Pause präsentirten die Diener Erfrischungen. Der Lohndiener Scholz, den Hennig bereits gesucht hatte, näherte sich ihm.

„Haben Sie mir etwas mitzutheilen?“ fragte der Lieutenant hastig, indem er ein Glas Wein nahm.

Der Mann bejahte.

„Erwarten Sie mich nach einer halben Stunde in der Garderobe.“

Während der Tanz wieder begann, suchte Hennig den Präsidenten auf und verabschiedete sich, indem er unerträglichen Kopfschmerz vorschützte.

Der Lohndiener erwartete ihn bereits in der Garderobe.

„Ich sah Fräulein Anna mit ihrer Schwester und dem Herrn Assessor nach dem blauen Zimmer gehen“, berichtete er. „Ihrer Weisung gemäß folgte ich ihnen und beobachtete sie durch die Portière. Bald darauf verließ Frau von Breitenfeld das Zimmer, ohne mich zu bemerken.“

Der Mann erzählte nun weiterhin den Vorgang, wie wir ihn bereits geschildert haben. Mit fest zusammengepreßten Lippen hörte ihm der Lieutenant zu.

„Sie haben Ihre Sache vortrefflich gemacht“, sagte er dann. „Also zu Donnerstag ist der Assessor eingeladen? Gut. Ich werde Ihrer Dienste noch weiter bedürfen. Kommen Sie morgen früh zu mir und vor allen Dingen — strengste Verschwiegenheit!“

Er händigte dem Lohndiener ein Geldstück ein und ging. — —

Die nächsten Tage waren für den Assessor Waldow Tage des reinsten Glücks. Gerade dieses stille Einverständniß mit der Geliebten, das süße Geheimniß, welches, wie er glaubte, wohl bewahrt war, hatte einen eigenartigen Reiz. Sein Weg nach dem Gerichtsgebäude führte ihn an der Wohnung des Präsidenten vorüber, ein Wink, ein Gruß von Anna, welche regelmäßig am Fenster war, genügte, um ihn glücklich zu machen.

Und dann kam der Donnerstag, der letzte Abend im traulichen Familienzirkel. Frau von Breitenfeld hatte wohl erkannt, wie die Dinge standen und freute sich im Stillen, daß ihre Kriegslist gelungen war, aber sie ließ die Schwester gewähren und war nur bemüht, die Aufmerksamkeit der Uebrigen von den Liebenden abzulenken. Sie wußte ja, daß Waldow's Abreise nahe bevorstand und die Entscheidung daher in den nächsten Tagen erfolgen mußte.

Am Freitag hatte Waldow seine letzten Geschäfte auf dem Gericht erledigt und sich von den Kollegen verabschiedet. Anna war heut nicht am Fenster, als er vorüberging, doch fiel ihm dies nicht weiter auf. Eifrig traf er nunmehr seine Vorbereitungen zur Abreise, die am Sonntag unbedingt erfolgen mußte. Trotz des nahen Abschieds war ihm leicht um's Herz. Hell und schön stand die Zukunft vor seinen Augen.

Seine Ernennung zum Richter mußte im Laufe des Jahres erfolgen und dann hoffte er die Geliebte heimzuführen. Bis dahin gab es noch viel vorzubereiten und so würde die Trennungszeit rasch vorübergehen. Auch war ja P. von Berlin aus leicht zu erreichen.

Ein Klopfen an der Thür störte ihn in seinen Träumereien. Er öffnete. Es war das ihm wohlbekannte Stubenmädchen aus dem Burgsdorff'schen Hause.

„Was bringen Sie mir, Pauline?“ fragte er freundlich.

„Einen Brief vom gnädigen Fräulein.“

Hastig nahm er ihr das zierliche Billet aus der Hand. In seiner freudigen Ueberraschung fiel es ihm nicht weiter auf, daß das Mädchen unruhig und verlegen war und sich mit kurzem Gruß wieder entfernte.

Das also waren ihre Schriftzüge. Er drückte das Couvert an die Lippen, ehe er es öffnete.

Ahnungslos entfaltete er den Brief und begann, ihn rasch zu überfliegen. Aber er erblaßte, als er die ersten Zeilen gelesen hatte. — Was war das? Er wollte seinen Augen nicht trauen. Immer mehr verfinsterten sich seine Gesichtszüge. Das Blatt entsank seiner zitternden Hand. Einen Moment stand er wie betäubt, dann hob er den Brief auf, um ihn nochmals Wort für Wort durchzulesen. Er lautete:

„Nach schwerem Kampfe habe ich mich entschlossen, diese Zeilen an Sie zu richten. Es bleibt mir kein anderer Ausweg, denn Sie wollen schon morgen vor meinen Vater hintreten und meine Hand von ihm erbitten. — Das darf nicht sein. Ich

kann nie die Ihrige werden. — Erlassen Sie mir jede weitere Erklärung, Sie würden meine Qual nur vermehren. Ich vermag nicht mehr zu schreiben. Erfüllen Sie die erste und zugleich letzte Bitte, die ich an Sie richte, die Bitte, keine weitere Erklärung zu verlangen. Noch weiß, noch ahnt Niemand, daß eine nähere Beziehung zwischen uns bestanden und Niemand darf es erfahren. Leben Sie wohl und vergessen Sie — A. B."

Wie betäubt starrte Waldow auf das Blatt in seiner Hand. Wo waren nun seine schönen Träume, seine Hoffnungen! War es denn möglich? Noch gestern Abend hatten ihre Blicke, ihr verstohlener Händedruck ihm auf's Neue die Gewißheit gegeben, daß sie seine Liebe erwiderte — und heut! — — —

Stundenlang hatte er so in halber Betäubung gesessen. Der Schlag war zu plötzlich, zu unerwartet gekommen, seine schönen Zukunftspläne waren vernichtet.

Die mit der Lampe eintretende Haushälterin schreckte ihn aus seinem Brüten auf und rief ihn mit seinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück. Die Zeit drängte, ein Entschluß mußte gefaßt werden. — In dem Chaos von Gedanken, welche sich in seinem Kopfe jagten, tauchte immer wieder die Vorstellung auf, daß Anna, das von allen Seiten umworbene, verwöhnte Mädchen angesichts der bevorstehenden Entscheidung ihre vielleicht übereilt gegebene Zusage bereut habe, daß sie nicht durch äußere Umstände getrieben, sondern aus freiem Entschluß zurücktreten wolle. Sie wußte, daß ihre Eltern, ihre Schwester, ihm freundlich gesinnt waren, ein Widerstand von dieser Seite war nicht anzunehmen. Daß Verleumdung gegen ihn thätig gewesen sei, konnte er kaum glauben; sie würde ihn nicht ungehört verurtheilen. Also war es ihr eigener, freier Wille. Sein Stolz empörte sich. Angesichts dieses Briefes konnte, durfte er um seiner selbst willen keine Annäherung mehr versuchen. Wie sollte er in dieser Stimmung ihren Eltern, ihr selbst gegenübertreten. Nach der gewaltigen Erregung der letzten Stunden war eine dumpfe Resignation über ihn gekommen. Er setzte sich an den Schreibtisch, richtete einen Brief voll herzlichen Dankes und warmer Abschiedsworte an den Präsidenten und entschuldigte seine plötzliche Abreise mit einem unerwarteten Vorkommniß in der Familie. Auch an Breitenfeld schrieb er einige Zeilen.

Es war spät geworden. Als er zur Ruhe ging, fiel ihm erst Anna's Brief wieder ein, der auf dem Tische liegen geblieben war. Er barg ihn in seine Brieftasche.

„Behüt' dich Gott! Es wär zu schön gewesen —
Behüt' dich Gott! Es hat nicht sollen sein."

Die Strophen dieses innigen Liedes, welches er in Berlin von ihr singen hörte, kamen ihm wieder in den Sinn. Die Bitterkeit der Trennung übermannte ihn noch einmal. — —

Nach kurzem, unruhigen Schlummer erwachte er am anderen Morgen. Eine Stunde später trug ihn der erste Frühzug nach Berlin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Verwendung von Terrakotten in der griechischen Architektur.

Die gewaltigen Fortschritte, welche die Alterthumswissenschaft in Folge der Ausgrabungen in Olympia gemacht hat, treten immer mehr hervor, seitdem nach Abschluß der eigentlichen Ausgrabungen ein systematisches Zusammenfassen der einzelnen Ergebnisse und ein Vergleichen mit anderwärts gemachten Funden ermöglicht worden ist. Selbst unscheinbare Fragmente, die man im ersten Augenblick vielleicht geneigt war, als unerheblich bei Seite zu lassen, gewinnen oft dadurch eine erhöhte Geltung und verbreiten häufig Licht über die Bedeutung von Gegenständen, die an weit entlegenen Orten vor mehr oder weniger langer Zeit schon gefunden, aber in Folge falscher Auffassung nicht oder wenigstens nicht in der richtigen Weise beachtet waren. Dies gilt namentlich von den Terrakotten, welche ehemals architektonischen Zwecken gedient haben, von denen sich seit dem Beginn der Ausgrabungen eine ziemliche Zahl gefunden hat, deren Bedeutung und architektonische Verwendung aber erst in letzter Zeit erkannt worden ist. Obgleich die Frage noch durchaus nicht völlig zum Abschluß gekommen ist, wird es doch schon jetzt wegen des weittragenden Interesses, das sich daran knüpft, erlaubt sein, im Folgenden darauf aufmerksam zu machen, auf Grund des soeben ausgegebenen Winckelmanns-Programms, über die Verwendung von Terrakotten am Geison und Dache griechischer Bauwerke, 41. Programm zum Winckelmannsfeste der Archäologischen Gesellschaft zu Berlin, von W. Dörpfeld, F. Gräber, R. Borrmann, K. Siebold. Berlin, G. Reimer. 1881. Mit 4 Tafeln in Farbendrucke. Es gab eine Zeit, wo als sicher feststand, daß sowie in der Skulptur, auch in der Architektur die Griechen auf besondere Farbenzuthaten verzichtet, sich auf die natürliche Farbe des Materials beschränkt hatten. Auf beiden Gebieten hat die neuere Forschung die Unhaltbarkeit jener Theorie bewiesen, immer zahlreicher werden in Folge sorgfältigerer Beobachtung bei den Ausgrabungen die sicher nachgewiesenen Farbespuren, immer mehr bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß wir uns die Gebäude sowohl an sich wie die an ihnen angebrachten Reliefs oder Statuenreihen in prächtigstem Farbenschmuck zu denken haben; und das, was für die in der Architektur verwendeten Skulpturen gilt, muß natürlich nicht weniger auch für die zu selbständiger Aufstellung bestimmten Statuen üblich gewesen sein. Daß jene frühere Ansicht überhaupt Platz greifen konnte, daran ist unzweifelhaft die Schuld dem Umstand zuzumessen, daß früher derartige Beobachtungen über Färbung oder Nichtfärbung nur gelegentlich von Reisenden gemacht wurden, deren negative Aussagen, selbst positiven Angaben gegenüber, oft für beweiskräftig genug gehalten wurden, um jede ursprüngliche Farbengebung zu leugnen. Und es ist ja in der That schwer, besonders bei Marmor, der in der Sonne vermöge der starken Austrocknung schnell die Farben verliert, die bei der Auffindung vielleicht sehr deutlich zu erkennen waren, nach Verlauf einiger Zeit Spuren ursprünglicher Bemalung nachzuweisen.

Besonders ist es die Auffindung von Terrakotten, welche allmälig der Ueberzeugung Bahn gebrochen hat, daß die Alten ihre Architekturen polychromatisch behandelten; bei diesen, wo die Farben in Folge des Einbrennens größere Dauer besaßen, war man nicht auf kurze Beobachtungen beschränkt; dazu kommt noch, daß sie im Gegensatz zu Marmor, dem fortwährend nachgestellt wurde, theils um ihn direkt als Marmor wieder zu verwenden, theils um ihn zu Kalk zu brennen, als im Ganzen unbrauchbares Material nicht beachtet wurden und in Folge dessen zahlreich auf uns gekommen sind. So hat auch Olympia deren eine große Zahl von den ältesten Zeiten her bis in die letzten Jahrhunderte des Bestehens uns erhalten, und wir sehen ja vermöge des Vertrages, welcher die Dubletten uns zuspricht, der Uebersendung einer großen Zahl derselben entgegen.

Was nun die Verwendung der Terrakotten an den Bauwerken Olympias betrifft, so wird die neue Erkenntniß vor Allem der Auffindung des Schatzhauses der Geloer verdankt. Bekanntlich hatten die meisten griechischen Staaten besondere Gebäude in Olympia, die sogenannten Thesauren, in welchen die von Bürgern der betreffenden Staaten dargebrachten Opfergaben aufbewahrt wurden; sie waren neben einander auf der Terrasse am Südabhang des Kronionhügels, zwischen der Exedra des Herodes Attikus und dem Stadioneingange errichtet, und sind ihren Fundamenten nach noch heute zum größten Theil zu erkennen, während der Oberbau, wie natürlich, längst verschwunden war; doch konnte von dem Material, aus dem sie erbaut waren, noch ein großer Theil von den mittelalterlichen Bauwerken hervorgeholt werden. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich, daß die zum Schatzhaus der Geloer gehörigen Steine, welche das Geison und die Sima ursprünglich gebildet hatten,*) nicht so bearbeitet

*) Es sind hier wohl ein paar Worte über die antike Architektur nöthig: Auf den Säulen, den Trägern des Gebäudes, ruht zunächst der Architrav, darüber folgt der Fries, bei dem dorischen Styl, der hier allein in Frage kommt, aus Triglyphen und Metopen bestehend; letztere, tektonisch ohne besonderen Zweck (sie dienen mehr zum Verschluß der sonst bleibenden Oeffnungen, nicht zum Tragen der darüber lastenden Massen) sind deshalb meist mit Skulpturen ausgeschmückt. Ueber dem Fries folgt das Geison, aus unterschnittenen und weit vorspringenden Steinen gebildet, die als Träger des Daches zu denken sind; darauf die Sima mit einer Traufrinne als Abschluß des Daches nach unten.

waren, wie die übrigen Steine des Gebäudes, und daß sie vielfach in regelmäßigen Zwischenräumen Spuren von Broncenägeln trugen. Daneben fand man noch Terracottakasten, deren Außenseiten mannigfach bemalt waren, und die auf der oberen und der Vorderseite gleichfalls Löcher und Nagelspuren von der ehemaligen Befestigung her zeigten; bei dem Zusammenhalten der beiden Thatsachen ergab sich, daß die Terrakottakästen genau zum Geison paßten, und daß auch die Nagelspuren sich genau deckten, so daß damit die ursprüngliche Verkleidung der Geisonplatten mit Terrakotta erwiesen war. Auch die Sima, die Traufrinne, stellte sich bald als in gleicher Weise aus Terrakotta gebildet heraus; Röhren, die vorn in einem breiten Kreis enden, waren eingefügt, um dem Wasser Abfluß nach unten zu gestatten.

Die olympischen Architekten sind bei Konstatirung dieses Faktums nicht stehen geblieben, sondern haben auch anderwärts, besonders in Sizilien, daraufhin Untersuchungen angestellt; daraus hat sich ergeben, daß zunächst das Schatzhaus der Geloer, von dem die Untersuchung ja ausgegangen war, in Bezug auf das Material u. s. w. genau der Bauweise entspricht, die in Gela selbst üblich war, so daß man erkennt, wie alle wesentlichen Theile des Bauwerks in Gela ausgeführt und nach Olympia übergeführt sein müssen; es hat sich aber auch weiter herausgestellt, daß eine gleiche oder ähnliche Terrakotta-Inkrustation in anderen Städten Siziliens üblich war; namentlich haben die Tempel von Selinus, von denen die Skulpturen und einige architektonisch wichtige Glieder im Museum von Palermo sich finden, durch die Einordnung der zahlreich vorhandenen, aber bis dahin in ihrer Bedeutung nicht erkannten Terrakottaplatten resp. Kasten eine ganz neue ungeahnte Gestalt gewonnen.

Soviel möge hier genügen, um auf die für die Geschichte der antiken Architektur höchst wichtige und bedeutsame Entdeckung hinzuweisen, die, wenn nicht Alles täuscht, zugleich bestimmt ist, eine viel umstrittene Frage endgültig zu lösen, nämlich die Frage nach dem Ursprung der dorischen Bauweise. Die Verkleidung eines aus Stein aufgeführten Gebäudes mit Terrakottaplatten ist im höchsten Maße auffällig (selbst bei schlechtem Material, denn die Griechen hatten frühzeitig gelernt, durch einen Stucküberzug einem solchen Ansehnlichkeit und Haltbarkeit zu geben), wenn man nicht annehmen will, daß diese anfänglich nur zum Schutze einer Holzarchitektur in den obern, den Einwirkungen der Sonne und den Witterungseinflüssen besonders ausgesetzten Partien verwendet, später aber nach Einführung der Steinarchitektur der besseren Farbenwirkung wegen beibehalten wurde. Damit stimmt vorzüglich die Wahrnehmung, die beim Heraion (nördlich vom Zeustempel in Olympia gelegen) gemacht worden ist: Pausanias sah noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert darin eine Holzsäule, heute sind zwar nur Reste von Steinsäulen erhalten, aber dieselben sind an Durchmesser untereinander so ungleich, ihrer ganzen Bauweise nach so verschieden, daß es ganz unmöglich erscheint, an eine gleichzeitige Errichtung der sämmtlichen Steinsäulen zu denken. Alles erklärt sich auf das Beste, wenn man von der einen Holzsäule, die Pausanias noch sah, ausgehend annimmt, daß das ganze Gebäude ursprünglich nur Holzstützen hatte, die allmälig zu verschiedenen Zeiten, je nachdem sie schadhaft wurden, durch steinerne, unter einander nicht ganz gleichmäßige Säulen, ersetzt wurden. Es kommt noch hinzu, daß auch beim Heraion Reste einer Terrakotta-Inkrustation gefunden worden sind.

Die Farben der einzelnen Platten sind natürlich, den verschiedenen Orten entsprechend, wo sie gefunden sind, nicht ganz gleich; am meisten ist schwarz, roth und gelb verwendet; meist sind die Platten nach der Farbengebung noch einmal gebrannt worden, so daß die Farben dadurch eine unverwüstliche Haltbarkeit erlangt haben; als Ornamente sind besonders der Mäander (die sog. à la grecque) sowie Bandgeflechte verwendet, auch Palmetten haben vielfach Anwendung gefunden, daneben finden sich natürlich auch noch andere Schemata.

---

* **Ueber den „Treppenwitz der Weltgeschichte“** schreibt Georg Büchmann in der „Nat.-Ztg.“: Treppenwitz, esprit d'escalier, ist der Witz, der uns nach verrichtetem Geschäft beim Heruntergehen auf der Treppe einfällt, und den wir dann bedauern, nicht vorher gezeigt zu haben. Uebrigens ist das Wort esprit d'escalier in den beiden besten französischen Wörterbüchern, dem Littré'schen und dem von Dr. Karl Sachs, nicht aufzufinden. Der Bankier W. L. Hertslet hat seine wenigen Mußestunden benutzt, zusammenzustellen, wie auch die Weltgeschichte zu nachträglichen Einfällen, wie also auch sie zum esprit d'escalier kommt. Er hätte sein überaus und auf jeder Seite anziehendes Büchlein „Der Treppenwitz in der Weltgeschichte“ (Berlin, F. Weidling) auch Flunkereien der Weltgeschichte nennen können. Max Piccolomini war nicht der Sohn, auch nicht der Neffe Octavio's. Zum Fürsten wurde Octavio erst 1642, also sieben Jahre später, als Schiller es angiebt. Die Jungfrau von Orleans wurde als Hexe verbrannt und stirbt nicht in poetischer Verklärung wie bei Schiller. Der Mauththurm bei Bingen ist zu einem Mäusethurm verunstaltet worden. Der Pilatusberg ist ein mons pileatus, ein von Wolken wie von einem Hute umgebener Berg. Thomas Morus schuf ein Nirgendland, ein Utopien, welches nach ihm Gelehrte für ein wirkliches Land ausgaben. Cyrus hat nie daran denken können, den Krösus verbrennen zu lassen, weil seine Religion ihm die Verunreinigung des Feuers, des reinen Elements, ausdrücklich untersagte. Ein krotisches Labyrinth hat es nie gegeben. Der pythagoräische Lehrsatz stammt nicht von Pythagoras. Diogenes hat nicht in einer Tonne gewohnt. Rom als Siebenhügelstadt ist nach Mommsen eine Erfindung. Die römische Geschichte wimmelt von solchen Unwahrheiten. Die Mythe der Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek beruht auf der Aussage von Schriftstellern, welche ungefähr 600 Jahre später lebten. Ludwig der Springer war ein salischer Graf, weil sein Geschlecht den salischen Franken entstammte. Aus dem Worte Salius hat ein Erfurter Mönch, der 350 Jahre später lebte, einen „Springer“ herausgeflunkert. Der Große Kurfürst hat bei Unterzeichnung des Friedens von St. Germain-en-Laye nicht ausgerufen: Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor. „Ich bin es müde, über Sklaven zu herrschen“, hat Friedrich der Große auf seinem Todtenbette gar nicht sagen können, weil das Wort seinem erleuchteten Wesen durch und durch widerspricht. Heinrich IV. hat nicht gesagt: „Ich wünsche, daß jeder Bauer des Sonntags ein Huhn im Topfe habe.“ Siéyès hat nicht für die Hinrichtung Ludwigs XVI. mit den Worten „La mort sans phrase“ gestimmt. Cambronne hat nicht gesagt: „La garde meurt et ne se rend pas“. Charles Wolfe „The burial of Sir John Moore“ läßt diesen in tiefer Nacht bei Mondschein begraben; es war jedoch 8 Uhr Morgens, wo er begraben wurde. Galilei hat nicht gesagt: E pur si muove. Geflunkert wird bis heute. v. Janko „Fabel und Geschichte“ (Wien, 1880) S. 213 nennt „das Chéruel, ein handschriftliches Journal“, was er aus der 3. Auflage der „Geflügelten Worte“ — die 12. kennt er nicht — entlehnt, in welcher es heißt: „ein handschriftliches Journal, das Chéruel erwähnt, schließt u. s. w.“ Was wird hier in Berlin zusammengeflunkert! Es ließe sich ein Buch darüber schreiben. Hertslet wäre der Mann dazu, ein solches Buch über Berliner Flunkerei zu liefern. Also ist geflunkert worden und wird geflunkert werden bis in alle Ewigkeit fort. Hertslet's treffliches Werk stellt alle diese Flunkereien auf 160 Seiten zusammen unter den Rubriken „Goldene Zeit, Griechen, Römer, Deutsche, Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Kirche“. Seine Leistung ist eine ganz neue Betrachtung und Zusammenstellung historischer Irrthümer und Erfindungen, unterstützt von den besten und zuverlässigsten Belegen. Ich habe nur Bruchstücke daraus entnommen. Das Büchlein selbst muß und wird gelesen werden.

* **Helden aus dem Alterthum.** Eine seltsame Kunde kommt aus Griechenland. Man habe, so wird berichtet, fünf Meilen von Chäronea, dem heutigen Capraina, die Ueberreste der in der Schlacht von Chäronea (4. August 338 vor Christi Geburt) im Kampfe gegen Philipp von Macedonien gefallenen 300 Thebaner, der sogenannten „Heiligen Schaar“, gefunden. Schon seit einigen Monaten waren dort Nachgrabungen angestellt und man stieß dabei auf eine Mauer von 25 Metern Länge, 10 Metern Breite und 2 Meter Höhe. In dem von dieser Mauer gebildeten Parallelogramm fand man in einer Tiefe von 4 Metern die Reste von 185 Leichen in Schichten von 40 Körpern nebeneinander ruhend. Sieben Reihen dieser glorreichen Kämpfer sind bis jetzt entdeckt worden. Sie liegen so, daß die Köpfe jener der zweiten Reihe stets auf den Füßen der ersten ruhen. Manche tragen noch die Spuren der tiefen Wunden, welche ihren Tod verursacht haben. Einem sind von einer Lanze beide Schenkelknochen, einem Andern ist die Kinnlade zerschmettert, dem Dritten war die Hirnschale furchtbar zerschlagen. Man fand keine Waffen, welche den Besiegten abgenommen worden waren, aber eine Anzahl in der Mitte durchbohrter beinerner Knöpfe und Schalen von Terrakotta mit doppeltem Griff. Die Nachgrabungen werden fortgesetzt, um die noch fehlenden Leichen der berühmten thebanischen Phalanx zu finden. Herr Stamatakir, der gelehrte Leiter derselben, bereitet einen umständlichen Bericht über diese so interessante historische Entdeckung vor, der von Zeichnungen der Stellungen begleitet sein wird, in der man jeden der Kämpfer gefunden hat.

* **In schlechter Laune.** In einer alten Tübinger Chronik ist Folgendes zu lesen: „Anno 1674, als die Bayern in der Festung gelegen, wurde von den Franzosen der Wall unterminirt und gesprengt, worin über 18 Personen umkamen. Als die Mine angezündet, ist neben anderen auch ein Soldatenweib in die Luft gejagt worden, eine Ackerlänge weit ohne einigen Schaden zu Boden gefallen, wieder aufgestanden und unversehrt davon gegangen, hat aber arg geschimpft und ist schlimmer Laun' gewest.“

Verantwortlich für die Redaktion: Carl Röstel.

Druck und Verlag von W. Decker & Co. (E. Röstel) in Posen.